Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

437 (19.9.1900) Badisches Museum, Nr. 75

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 75. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **19. September. 1900**

Prinz Heinrich von Hessen †.

Das Großherzoglich hessische Fürstenhaus hat wieder den Verlust eines seiner Glieder zu beklagen; dem Prinzen Wilhelm, der erst am 24. Mai gestorben, ist nunmehr auch sein älterer Bruder, Prinz Heinrich von Hessen und bei Rhein, der einzige bisher noch lebende Oheim des Großherzogs von Vaters Seite, im Tode gefolgt. Prinz Heinrich Ludwig Wilhelm Adelbert Waldemar Alexander war geboren am 28. November 1838 zu Bessungen bei Darmstadt als zweiter Sohn des Prinzen Karl von Hessen und der Prinzessin Elisabeth, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, eines Geschwisterkindes des Kaisers Wilhelm I. Prinz Heinrich erhielt mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Ludwig, dem nachmaligen Großherzog Ludwig IV., im Elternhause eine sehr sorgfältige Erziehung unter Leitung des damaligen Hauptmanns (späteren Generals) Adolf v. Grolman, eines ausgezeichneten Offiziers und wahren Edelmannes. Tüchtige Fachlehrer, insbesondere der Hofrat Theodor Becker und der Hofprediger Dr. Bender, standen ihm zur Seite. Am 11. April 1854 fand die Konfirmation der beiden Prinzen in der Schloßkirche zu Darmstadt statt und an demselben Tage ernannte der Großherzog Ludwig III. seine Neffen zu Leutnants im 1. Großh. Hess. Infanterie-Regiment (jetzt Nr. 115). Am 9. Juni 1855 wurden sie zu Oberleutnants befördert. Zu Ostern 1856 bezogen die Brüder die Universität Göttingen, wo sie insbesondere die Vorlesungen des Prof. Hansen über Staatswissenschaft und Nationalökonomie und des Prof. Waitz über Geschichte hörten. Im Frühjahr 1857 siedelten sie zu der hessischen Landesuniversität Gießen über, von wo sie nach Ende des Semesters nach Darmstadt zurückkehrten. Am 25. August wurden beide zu Hauptleuten befördert und traten wieder bei ihrem Regiment ein, wo sie sich mit Eifer dem praktischen Dienst widmeten. Insbesondere auf Wunsch ihrer Mutter, der Frau Prinzessin Karl, traten sie zu Anfang des Jahres 1859 in die preußische Armee über. Durch Kabinettsordre vom 22. Januar 1859 wurden beide als Hauptleute à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß angestellt und in Potsdam dem Füsilierbataillon des Regiments zugeteilt, dessen Kommandeur, Major v. Kessel, von dem damaligen Prinzregenten Wilhelm, der sich lebhaft für die jungen Prinzen interessierte, mit ihrer Ausbildung besonders beauftragt war. Sie erwarben sich hier durch ihren Pflichteifer und ihre Leistungen große Anerkennung ihrer militärischen Vorgesetzen. Im Jahre 1860 unternahmen beide Prinzen eine Reise nach England, wo Prinz Ludwig seine nachmalige Gemahlin, die Prinzessin Alice, kennen lernte. Am 18. Oktober 1861 wurde Prinz Heinrich zum Major befördert und nahm an dem Feldzug 1864 im Hauptquartier teil. Am 18. Oktober 1866 erfolgte seine Ernennung zum Oberstleutnant, nachdem er inzwischen in das Königshusaren-Regiment (1. Rhein. Nr. 7) nach Bonn versetzt worden war, mit welchem er den Feldzug mitmachte und mit der Avantgarde der Elbarmee mit seinen Husaren als erster in Dresden einritt. Am 22. März 1868 erfolgte seine Beförderung zum Oberst und wurde mit der Führung des 2. Garde-Ulanen-Regiments beauftragt, an dessen Spitze er mit nach Frankreich zog und sich durch Tapferkeit kriegerische Lorbern erwarb, wofür ihn Kaiser Wilhelm durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse, sowie des Ordens pour le mérite auszeichnete. Gegen Ende des Feldzugs wurde ihm die Führung einer Kavallerie-Brigade übertragen. Am 22. März 1873 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor. Er kommandierte damals eine Brigade in Trier. Am 13. Mai 1879 wurde er zum Kommandeur der 25. (Großherzoglich hessischen) Division und am 11. Juni desselben Jahres zum Generalleutnant ernannt. Nachdem er bereits im Jahre 1866 zum zweiten Inhaber des 2. Großherzoglich hessischen Dragoner-Regiments (jetzt Nr. 24) ernannt worden war, wurde er am 26. September 1883 von Kaiser Wilhelm à la suite des Bonner Königshusaren-Regiments gestellt und ihm am 21. August 1884 der Rang eines kommandierenden Generals verliehen; am 18. September 1886 wurde er mit Pension zur Disposition gestellt. Prinz Heinrich war zweimal vermählt. Am 28. Februar 1878 wurde er mit Caroline Willich gen. v. Pöllnitz (einer Schwester des in Köln bekannten früheren Kommandeurs des Deutzer Kürassier-Regiments Oberst v. Willich) in Darmstadt getraut, die vom Großherzog Ludwig III. zur Freifrau zu Nidda ernannt wurde. Diese überaus glückliche Ehe wurde allzufrühe durch den Tod getrennt, indem die Gemahlin des Prinzen am 6. Januar 1879 in Trier starb, nachdem sie ihm zwei Tage zuvor einen Sohn geschenkt hatte. Letzterer, Graf Karl zu Nidda, steht im 2. Hessischen Dragoner-Regiment Nr. 24, dessen zweiter Inhaber sein Vater war. Am 20. September 1892 ging der Prinz eine zweite Ehe ein mit Emilie Hrzik v. Tobulska aus Agram, die unter dem Künstlernamen „Milena“ als jugendliche Sängerin dem Theater angehört hatte und der Liebling des Darmstädter sowie des Mannheimer Publikums war. Sie wurde vom Großherzog für sich und ihre Nachkommen unter dem Namen Freifrau v. Dornberg in den Freiherrnstand erhoben. Dieser Ehe ist gleichfalls ein Sohn, Freiherr Elimar v. Dornberg, geboren am 3. August 1893, entsprossen. Nach Eingehung seiner zweiten Ehe verlegte der Prinz seinen Wohnsitz nach München, wo er beim dortigen Hofe, mit dem ihn verwandtschaftliche Beziehungen verbanden (die verstorbene Königin Marie von Bayern war eine Schwester seiner Mutter), eine gern gesehene Persönlichkeit war, während sich seine Beziehungen zum großherzoglichen Hofe etwas gelockert hatten. Dieser Umstand veranlaßte auch den Prinzen, sein Palais sowie seinen sonstigen Besitz in Darmstadt zu veräußern und sich dauernd in München niederzulassen. Prinz Heinrich von Hessen war eine ritterliche Natur und mit Leib und Seele Soldat. Er erfreute sich deshalb besonders bei Kaiser Wilhelm I. sowie bei Kaiser Friedrich, welch' letzterer ihm den hohen Orden vom Schwarzen Adler verliehen hatte, besonderer Wertschätzung. Bei den Soldaten, die seiner Führung unterstanden, war er wegen seines leutseligen Wesens und seiner Fürsorge für den gemeinen Mann außerordentlich beliebt, und deshalb wird auch die Nachricht von seinem Tode bei allen seinen nach vielen Tausenden zählenden früheren Untergebenen gewiß große Teilnahme hervorrufen. Sein Andenken wird stets in Ehren fortleben.

Nietzsches letzte Jahre.

Ueber die schmerzlos-friedlichen Leidensjahre, die Nietzsche unter der aufopfernden Pflege seiner Schwester verlebte, schreibt ein Weimarer Freund der Familie in der „Köln. Zeitung“:

Daß über Friedrich Nietzsche so viele Unwahrheiten neben einigem Wahren berichtet werden, muß jeden kränken, der Verehrung für einen großen Mann fühlt. Das zwingt mir die Feder in die Hand, damit einmal ein wahrer Bericht über Nietzsche in die Oeffentlichkeit kommt. Ueber die Ursachen seiner Krankheit, der Gehirnlähmung, zu sprechen, halte ich nicht für nötig, da seine Schwester, Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche, ausführlich darüber geschrieben hat.

Seit drei Jahren lebte sie mit ihrem Bruder hier, in dem Haus auf der Höhe, das als Nietzsche-Archiv das Andenken an diese Jahre und an das Hinscheiden des Dichters und Philosophen aufbewahren wird. Die frische, kräftige Luft und die tiefe Ruhe, die ihn umgab, übten einen heilsamen Einfluß auf den erkrankten Nietzsche aus, aber eine wirkliche Besserung war nicht möglich; die sorgsame, liebevolle Pflege, die die Schwester, mit Hilfe einer getreuen Dienerin, ihm angedeihen ließ, brachte nur fertig, die letzten Jahre so schmerzlos und friedlich wie möglich dahin fließen zu lassen. Die Zeiten der Aufregung waren vorüber. Nietzsche lebte das Leben eines Menschen, der von der Außenwelt nichts mehr weiß, nichts mehr braucht, der sich

vielleicht mit fernen, hohen Dingen beschäftigt, die uns unzugänglich sind. Sein nach innen gerichteter Blick, der nie der eines Blöden war, konnte einen auf diese Vermutung bringen. Nietzsche bewohnte die Zimmer der ersten Etage. An sein hohes, sehr großes Wohnzimmer schloß sich sein Schlafzimmer mit Badezimmer und einer Glasveranda nach Süden, wo er im Winter manchmal die Sonne genießen konnte. An das Wohnzimmer ist vor zwei Jahren eine große Veranda angebaut worden, von der man den schönsten Blick über Weimar und seine Höhenzüge hat und auf der er zur Sommerzeit fast den ganzen Tag, bei heißem Wetter bis in die Nacht hinein, verweilte. Der Tag verlief für ihn regelmäßig und friedlich; er stand um 8 Uhr auf und frühstückte mit seiner Schwester, eine Stunde darauf wurde er ins Bad gebracht, dann lag er ruhend auf dem Sopha. Der Wechsel von Liegen und Sitzen, die verschiedenen Mahlzeiten, das Vorlesen, dem er immer mit Aufmerksamkeit folgte, ohne daß man wußte, wie viel er davon verstand, füllten den Tag aus. Den Abend verbrachte Frau Förster mit seltenen Ausnahmen immer bei ihm, sie schrieb und las neben ihm und sprach zu ihm, damit er Anteil nehme an ihrem Leben, und manchmal entlockte sie ihm ein Zeichen oder ein Wort des Verständnisses. Er saß da, still, anscheinend zufrieden und immer liebenswürdig. Von Irresein war keine Rede, er verstand und that alles, was seine Schwester ihm sagte. Es war nur, als wenn die Verbindung zwischen Gehirn und Zunge gestört sei. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar sprach er noch ziemlich viel und machte oft sehr treffende Bemerkungen, aber in den letzten Jahren geschah das nur noch selten. Er freute sich an den schönen Abendbeleuchtungen, die er von seiner Veranda aus sah, seine Augen leuchteten, wenn er Musik hörte, er klatschte dann leicht mit einer Hand auf die andere, um seinen Beifall auszudrücken. Aber am rührendsten zeigte er seine Liebe zu seiner Schwester. Wenn sie ins Zimmer trat, verklärte sich sein Gesicht und seine Blicke folgten ihr immerwährend, er streichelte ihre Hand und blickte sie zärtlich an, und wenn sie ihm für einige Stunden Lebewohl sagte, sah man ihm die Betrübnis darüber an. Diese Schwester war aber auch alles für ihn, nie kam eine fremde Hand an den geliebten Bruder; er wurde, als ob er ein gesunder, alles verstehender Mensch wäre, von seiner Umgebung mit der höchsten Ehrfurcht behandelt, jedermann mußte sich nach ihm richten, es wurde vor ihm kein Wort über ihn gesprochen, denn möglicherweise konnte er es begreifen. Nie zeigte sich bei ihm eines der traurigen Zeichen des geistigen Verfalles, wie bei den meisten dieser armen Kranken, er behielt seine guten Formen und blieb ein gütiger, liebevoller Mensch bis zum Tode.

Manchmal, wenn ein Freund oder Verehrer den großen Wunsch hatte, ihn zu sehen, fragte Frau Förster ihren Bruder, ob er Besuch haben wolle. Meist schüttelte er den Kopf, es schien ihn zu beunruhigen, wenn ein fremder Mensch in seine Nähe kam; aber in seltenen Fällen nickte er, sagte auch deutlich: Ja. Dann gab er dem Besucher die Hand und sah ihn freundlich an. Daß er noch Freude an schönen Menschen hatte, konnte Frau Förster genau beobachten. Ein solch herzlicher Empfang war für jeden, dem er widerfuhr, ein unvergeßlicher Augenblick, denn es lag ein Ausdruck von Hoheit und Würde auf dem Gesicht, daß man sich von dem tragischen Geschick, das diesen Geist getroffen, tief bewegt fühlte. In diesen drei Jahren in Weimar haben drei Künstler ihn verewigt. Bildhauer Kruse hat seine Büste gemacht, Bildhauer Kramer eine kleine Statuette, im Lehnstuhl sitzend, und Hans Olde eine Radierung, die im „Pan" erschienen ist. Im Anfang schienen ihn diese Sitzungen zu unterhalten, aber nach einiger Zeit ermüdeten sie ihn und er mochte dann wochenlang keine Besuche mehr sehen.

Im Mai 1899 traf Nietzsche wieder ein Schlaganfall, der ihn 36 Stunden bewußtlos machte, von dem er sich aber ziemlich rasch erholte. Die Aerzte selbst sagten, daß nur die wundervolle Pflege ihn so lange am Leben erhalten habe. Am Mittag des 24. Aug. 1900 trat abermals ein Bluterguß ins Gehirn ein. Der Schreiber dieses Berichtes kam um zwei Uhr ins Nietzsche-Archiv, um drei Uhr brach ein furchtbares Gewitter los, und wir glaubten, es würde mit ihm der Tod eintreten. Nietzsche hatte schon, wie Abschied nehmend, den Arm um die Schwester gelegt und sie zärtlich an sich gedrückt. Aber als das Gewitter vorbeigezogen, fühlte sich der Kranke leichter und wurde ruhiger, der Arzt glaubte, er würde es noch einmal überwinden. Da er in der Nacht auch wieder zu sprechen begann und mit liebevollem Blick „Elisabeth" rief, so glaubte es auch seine Schwester. Aber am Morgen des 25. Aug. fiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte. Gegen Mittag stand der immer leiser werdende Atem ganz still.

Aus Possarts Erinnerungen.

„Manfred" in New-York.

Der Intendant der Münchener Hofbühne ist bekanntlich zur Zeit mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt. Irwings Absicht, Byrons „Manfrid" in der nächsten Saison dem englischen und amerikanischen Publikum zum erstenmale in englischer Sprache vorzuführen, giebt Ernst v. Possart, der die gewaltige Gestalt der Byron'schen Muse für die Bühne, und nicht nur für die deutsche, gewonnen hat, Gelegenheit, in der „Allg. Ztg." ein Kapitel aus seinen Erinnerungen zu veröffentlichen, worin er über die Vorgeschichte der wirklich ersten Aufführung des „Manfred" auf angelsächsischem Boden folgende launige Erzählung zum Besten giebt:

Wer mit den Gebräuchen und Polizeivorschriften des Staates New-York bekannt ist, weiß, daß dort Sonntags die Theater geschlossen bleiben; dafür muß aber der arme Mime, der sich auf 50 oder 100 Gastrollen verpflichtet hat, an allen Wochentagen ohne Ausnahme auftreten, — die Theater werden von dem Direktor eben für die Woche gemietet, — und an jedem Samstag zweimal spielen, in einer Matinée und abends, um dem Unternehmer den Verlust der sonntäglichen Einnahme durch eine Doppel-Vorstellung am Tage vorher zu ersetzen. Es bleibt dann dem ruhebedürftigen gefeierten Star in seiner zweifelhaften Gottähnlichkeit wenigstens der siebente Tag, um von der angestrengten Arbeit der vorhergehenden sechs Abende auszuruhen.

Mir aber wurde auch der Frieden dieses ersehnten Feiertages auf mißliche Weise gestört. Die Autographenwut begann damals ihre ersten Opfer zu fordern; die theaterliebende Damenwelt New-Yorks hatte eben „den craze" nach Handschriften, und täglich gelangten, wie an alle gastierenden Künstler, so auch an mich, die duftenden Billetchen mit der lakonischen Bitte: „Dear Sir, please your autograph!"

Ich hatte während der Woche keine Zeit, der Höflichkeit einer Beantwortung zu genügen. Wenn man in 200 Tagen 170 mal spielen und eben so viele Vormittage sich mit Proben quälen muß, findet man zur Courtoisie wenig Muße. Meine Frau sammelte also die kleinen Brieschen und legte sie mir Sonntags, wenn ich nach dem Frühstück so gerne statt des Kulissenstaubes einmal wieder frische Luft geschöpft hätte, zur Erledigung vor. „Wie viel in dieser Woche?"

„Circa 80 Stück!"

„Barmherziger Himmel! Das kostet mich zwei Stunden Zeit und einen Schreibkrampf!"

„Mach's doch einfach! Fällt dir denn kein kürzeres Dichterwort ein?"

Ich sann nach: Schiller, Goethe, Shakespeare, Lessing — unter einem fünffüßigen Jambus von sechs bis acht Worten war nichts Würdiges im Buche meines Hirns zu finden. „Oh!" rief ich unwirsch, als mir nun der vierte Sonntag Vormittag in so fataler Weise geraubt wurde, „jetzt dämmert in mir die schmerzliche Erkenntnis auf, daß ich auch Sonntags keine Ruhe — — — ah, — ich hab's: schmerzliche Erkenntnis? — „Schmerz ist Erkenntnis!" Göttlicher Byron, ich danke dir! Diese drei inhaltsschweren Worte deines Manfred retten mich! Die Feder her! Und ich schrieb: „Schmerz ist Erkenntnis" — „Schmerz ist Erkenntnis" — „Schmerz ist Erkenntnis" — 10-, 20-, 30-, 60 mal."

Und wieder saß ich an einem Sonntag Morgen vor jenen drei stereotypischen Worten, als mein gewandter Manager Mr. Amberg in das Zimmer trat.

„Halloh, Mr. Possart, so fleißig am Feiertag? Was schreiben Sie da?"

„Autographen."

„Was ist Manfred?"

„Ein englisches Drama."

„Drama? Also ein Theaterstück? Von wem?"

„O Du ahnungsloser Yankee, Du, von Byron."

„Byron? He? modern?"

„Direktor, ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf! Der Mann ist lange tot, Geschäfte sind mit ihm nicht zu machen, lassen Sie mich weiter arbeiten!"

„Aber Sie schreiben das ja so oft," fuhr Mr. Amberg unbekümmert fort.

„Jawohl, ich habe es in den letzten fünf Wochen schon über 300 mal geschrieben."

„O, und wohl immer für junge Damen? Hm?"

„Ja, zumeist."

„Hm, hm, — und werden es die nächsten zwölf Wochen auch noch schreiben?"

„Natürlich, es ist ja das Bequemste, nur drei Worte."

„Hm — dann werden also gegen Ende der season circa 1000 junge Theater-Enthusiasten dieses Wort aus Manfred erhalten haben?"

„Vermutlich, wenn die Autographen-Manie so fort geht."

„Well — dann wollen wir in der letzten Woche Ihrer Tournée diesen „Manfred" geben, und zwar im großen Metropolitan-Opera-House, denn mein Theater ist zu klein für alle Besitzer ihrer Manfred-Autographen, die ein Entree zahlen werden, um sich damit bei ihnen zu bedanken!"

„Aber Mensch, was fällt Ihnen ein?" rief ich erschrocken.

„Oh — glänzende Idee! Wird gemacht — Good by, Mr. Possart."

Und fort war er! Was wollte ich thun? So sehr ich mich sträubte, bei dem mangelnden dekorativen Apparate des großen Opernhauses auf dem Broodway das Byron'sche Werk dort aufleben zu lassen, mein schneidiger Manager bestand auf seinem Schein. — Walter Damrosch wurde gewonnen, der „Manfred" ging in Scene, Mr. Amberg behielt Recht: das Haus war aus-

verkauft und die junge Damenwelt New-Yorks zahlreich vertreten. Nicht zum geringsten Teil war es der ergreifenden Schumann'schen Musik zu danken, daß der Byron'sche „Manfred“ schon damals in New-York einen glänzenden Erfolg errang.

Gedächtnis-Wunder.

Da die harmonische Ausbildung aller Kräfte des Menschen Aufgabe der Erziehung ist, so muß auch das Gedächtnis geübt und gestärkt werden, namentlich in einer Zeit, wo die Menge des Wissenswerten täglich wächst; denn schon die Alten behaupteten, daß man nur so viel weiß, als man im Gedächtnisse behält. Mit dieser Ausbildung des Gedächtnisses muß jedoch diejenige des Verstandes verknüpft sein, sie muß ihr teils vorausgehen, teils sie begleiten, da man nur dasjenige gut und genügend lange behält, was man begriffen hat. Das Unverstandene verliert sich schnell wieder aus dem Gedächtnisse, worunter man bekanntlich das Vermögen versteht, Vorstellungen in uns leicht aufzunehmen, zu behalten und sie schnell zurückzurufen, und zwar mit dem Bewußtsein, daß wir sie schon gehabt haben. Diese Eigenschaften können durch zweckmäßige Uebungen erhöht und besonders vervollkommnet werden. Besonders leicht und mit Liebe wird dasjenige aufgefaßt, was veranschaulicht und von dem Verstande eingesehen wird. Daher gehe man vom Einfachen zum Zusammengesetzten fort und sorge für Anschauung. Sind die Gegenstände und so weiter nicht in Wirklichkeit vorhanden, so wähle man Bilder oder andere Veranschaulichungsmittel und verbinde damit Ordnung, Deutlichkeit, Lebendigkeit, Teilnahme und Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Sache. Auf diese Weise behält man nicht nur das, was man lernt, getreu im Gedächtnisse und rettet es lange Zeit hindurch vor der Vergessenheit, sondern stärkt auch das Gedächtnis. Außerdem schreibe man Namen und Zahlen auf und lese sie oft, um sie dem Gedächtnis einzuprägen, während man Gedanken und Ideen nach ihren Ursachen, Wirkungen, Verhältnissen untersuchen muß, um sie zum bleibenden Eigentum zu machen. Auch rufe man sich absichtlich und oft dasjenige ins Gedächtnis zurück, was man gesehen, gehört, gelesen, gelernt oder durch Nachdenken gefunden hat und richte die Aufmerksamkeit fleißig auf das, was uns umgiebt oder mit der Umgebung in Verbindung steht. Auf diese Weise bekommt das Gedächtnis eine Festigkeit, eine Geschicklichkeit und Stärke im Aufnehmen, im Erfassen, Behalten und Zurückrufen der Vorstellungen, welche in Erstaunen setzt.

Das Gedächtnis ist die Vorratskammer für unser Nachdenken: unser Wissen ist gleich Null, unser Nachdenken unfruchtbar, wenn wir nicht aus derselben das Aufbewahrte mit Einsicht hervorholen können. Dagegen wird der Gedanke geistreich, der durch einen Reichtum von Kenntnissen befruchtet wird; heilsam die Lehre, welche das Beispiel belebt; unterhaltend das Gespräch desjenigen, dem gutes Gedächtnis zu Gebote steht. Also bilde, vervollkommne und schärfe man das Gedächtnis, vorzüglich in früher Jugend, alsdann bringt man es auch in den Wissenschaften weit, besonders wenn damit ein guter, gleich hochentwickelter Verstand verbunden ist.

Manche Menschen scheint die Natur bereits mit einem vortrefflicheren Gedächtnisse begabt zu haben, als andere. Einige können zwanzig, dreißig und mehr Wörter, die man ihnen vorsagt, sofort in derselben Reihenfolge wieder hersagen; manche lesen ein größeres Gedicht oder ein Lesestück kaum zwei oder drei Mal und können es bereits auswendig, während andere eine gehörte Predigt oder sonstige Rede ziemlich vollständig wieder hersagen können. Ein solches Gedächtnis ist aber eine herrliche Gabe, namentlich wenn der Verstand, als das erste und notwendigste Vermögen des Menschen, dadurch nicht beeinträchtigt wird und die Urteilskraft dabei nicht leidet. Pius von Mirandola konnte 2000 Wörter vor- und rückwärts hersagen, ohne nur eines davon auszulassen. Magliabecchia, der im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte, las eine Schrift im Manuskripte durch, und sagte sie später seinem Herrn, der vorgab, dieselbe verloren zu haben, vom Anfange bis zum Ende auswendig her. Ein Knabe, der im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in der Wetterau lebte, las, während seine Kameraden spielten, gern in der Bibel. Dadurch übte er sein Gedächtnis derart, daß er die ganze Bibel auswendig hersagen konnte.

Ein vorzügliches Gedächtnis hatte auch der berühmte Rechenkünstler Zacharias Dase, der am 23. Juni 1824 zu Hamburg als Sohn eines Gastwirts geboren wurde. Bei ihm genügte ein einziger Augenblick, um eine Reihe Zahlen — selbst nach einer längeren Zeit noch — vorwärts und rückwärts in derselben Reihenfolge wiederzugeben. So sagte er z. B. als siebzehnjähriger Bursche folgende zwölf Zahlen: 9, 7, 4, 3, 8, 6, 1, 0, 5, 4, 9, 2, welche ein anderer aufgeschrieben hatte, nach einem einzigen schnellen Blicke, sofort der Reihe nach vor- und rückwärts auf. Auch löste er Additions-, Subtraktions-, Multiplikations- und Divisions-Aufgaben, wie sie noch niemals im Kopfe gelöst worden waren, mit Hilfe seines vorzüglichen Zahlengedächtnisses in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Während als größtes Rechen-Meisterstück des vorigen Jahrhunderts eine Aufgabe: „39 Zahlen mit denselben 39 Zahlen im Kopfe zu multiplizieren“ angegeben wird, welche ein Britte, Buxton, in 75 Tagen, nach anderen Angaben in 30 Tagen gelöst haben soll, hat Dase in Wien 40 mit 40 anderen Zahlen in 40 Minuten, in Wiesbaden 60 mit 60 andern Zahlen in 2 Stunden 59 Minuten und in München 100 mit 100 andern Zahlen in 8 Stunden 45 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft richtig im Kopfe gelöst. Um aber von solchen Geistesoperationen einigermaßen einen Begriff zu bekommen, bemerken wir, daß bei einer Multiplikation von 40 mit 40 Zahlen im ganzen 1640, bei 60 mit 60 Zahlen im ganzen 3660, bei 100 mit 100 Zahlen im ganzen gar 10 100 Zahlen notwendig sind, welche er der Reihe nach zu memorieren und sich wieder vorzuführen hatte. In München zog Dase sogar bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft die Quadratwurzel aus 60 Zahlen in 20 Minuten und eine aus 100 Zahlen in 52 Minuten im Kopfe aus.

Ein vorzügliches Gedächtnis besaß auch Hugo Grotius, sowie Justus Lipsius, welch' letzterer z. B. im stande war, die Jahrbücher des Tacitus herzusagen, während ersterer alles, was er las, im Gedächtnis behielt. Einst wohnte er der Musterung einiger Regimenter bei, wobei er sich beim Verlesen der Mannschaften die Namen der einzelnen Soldaten gemerkt hatte, so daß er sie wiedergeben konnte.

Leute mit einem so außerordentlichen Gedächtnisse, sagt Kant, sind namentlich gut, andern an die Hand zu gehen, nur wird oft unter einer so ungeheuren Last von Material die Urteilskraft erdrückt. So erstickte der große Vorrat von Kenntnissen bei Saunderson fast alles Urteil, so daß er dagegen energisch ankämpfen mußte. Um scharf denken zu müssen, übte er sich daher in Gedanken oft im Ausziehen einer Kubikwurzel mit zwölf Zahlen. Daß aber beides, ein vorzüglicher Verstand und ein ebenso gutes Gedächtnis vereinigt sein können, beweist u. a. der berühmte Philosoph Bonnet in Genf, der neben einer sehr geübten Urteilskraft auch ein außerordentliches Gedächtnis besaß; er behielt z. B. 25 Seiten und 45 Paragraphen eines Buches, das er schrieb, wörtlich in seinem Gedächtnisse.

J. B.

Was die Hand verrät!

Von Zoë v. Reuß.

Ja, die Menschenhand ist eine Verräterin! Sie ist für den denkenden Geist, für das verständnisvolle Auge vielfach ein sichereres Merkmal zur Erkenntnis der Individualität des Menschen, als selbst das Angesicht, das durch Studium und Absicht, durch Selbstbeherrschung und Verstellung zur „Maske“ werden kann. Die Hand redet eine Sprache, klar und eindringlich — durch ihre Form und Bildung, durch ihre Pflege, besonders aber durch die Art und Weise ihres Gebrauchs!

Daß bereits im grauesten Altertume die Bedeutung der Hand als geistiges Ausdrucksmittel vorgeahnt, ja erkannt worden ist, zeigen uns am augenfälligsten die Handwahrsagerinnen der Zigeuner. Bei aller Charlatanerie und Gedankenlosigkeit liegen ihr immerhin besondere überlieferte Grundsätze und Regeln zu Grunde, die den Zigeunern von dem gelehrten, auch in der Kunst der Sterndeuterei hochberühmten Volke der Chaldäer überkommen sein sollen. Nach „Zigeunerweisheit“ reicht die Lebenslinie, vom Handgelenk ausgehend, innerhalb der Hand, bis zwischen Mittel- und Zeigefinger. Sie vor allem muß stark entwickelt sein, wenn dem Menschen eine lange Lebensdauer beschieden ist. Da an einer kraftvollen, körperlichen Entwickelung natürlich auch die Hand teilnimmt, pflegt die Lebenslinie bei robusten Naturen auch erfahrungsmäßig stark gekerbt zu sein, besonders wenn die Hände zur Arbeit (Handarbeit) gebraucht werden. Schwere Arbeit, welche Schwielenbildung erzeugt, verwischt die Lebenslinie mehr und mehr. Eine natürliche Schlußfolgerung dieser Thatsache würde lauten: Mäßige, nicht allzuschwere Handarbeit ist gesund. Bei zarten, blutarmen Personen mit Muskelschwäche und welker Haut ist die Lebenslinie mangelhaft ausgeprägt und verschwommen: das Wahrsagen ist in solchem Falle nicht schwer! Von den Linien, welche die Hand durchschneiden, ist besonders die Glückslinie interessant. Durch ihre feste Ausprägung, ihre regelmäßige Form kann sich nach Zigeunerweisheit jedermann selbst überzeugen, ob er den irdischen Glückspilzen zuzuzählen ist. Die feinen eingekerbten Linien, welche Lebenslinie und Glückslinie durchschneiden, sind keineswegs ohne Bedeutung. Sie sind sozusagen die fördernden oder hemmenden, speziellen Umstände unseres Geschickes: bei der Lebenslinie bedeuten sie Krankheit und Lebensgefahr, bei der Glückslinie Hindernisse, Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten. Besondere Bedeutung wird dem Daumen zugemessen, und wirklich ist es eine wunderbare, aber sichere Thatsache, daß es nicht zwei vollständig konforme Daumen giebt — so wenig als zwei gleiche Strohhalme! Auch die zahlreichen zarten, eingekerbten Linien, welche den Daumenballen umgeben, sind lesbare Lettern in dem Buche der Zigeunerweisheit, genannt Menschenhand, zu welchem Erkenntnis und Aberglaube gleichermaßen das Material geliefert haben!

Daß es aber neben solcher Scheinwissenschaft auch eine auf Wahrheit und Physiologie beruhende ernsthafte Deutung der menschlichen Hand giebt — ist außer Zweifel. Eine regelmäßige, feingebildete, bewegliche Hand deutet zuerst auf edle Geburt und

Abstammung. Das zeigt sich schon auf den Gemälden alter Meister, die Form, Gestaltung und Sprache der Hände als wesentliches Moment zur Charakteristik benutzten. Titians „Zinsgroschen“ mit seinen wundervollen Christushänden, und die Hände der heiligen Cäcilia auf den Gemälden Rafaels und Dolces dienen als Beweis.

Kräftige, wohlgestaltete Hände, mehr fest als weich, sind das Zeichen einer gesunden, normalen Natur, die den Lebenskampf glücklich zu führen hoffen läßt. Frauenhände, nicht rot, aber auch nicht weiß, welche die Gegenstände sicher anzufassen und festzuhalten verstehen, sind zum häuslichen Regieren besonders geeignet. Das Szepter des Hauses, wie die feinste Nadel der Näherin, sind zwischen ihren Fingern gleichermaßen wohl aufgehoben. Besonders weiche, etwas fette Hände mit wohlgebildeten, aber kurzen Fingern, sind die Hände des Genußmenschen. Ihre Träger sind gute Kameraden, aber keine Freunde; Verläßlichkeit darf man nicht bei ihnen suchen. Aber auch vor den Trägern fein gebauter, aber auffallend magerer Hände muß der Handphysiologe warnen, besonders wenn sie mit dünnen, spinnbeinartigen Fingern ausgestattet sind, die sich gern in den Taschen verbergen. Es sind die Hände des Geizigen, die im geeigneten Augenblick zu Krallen werden. Wohlgeformte, schlanke Finger hingegen, an zarter, weißer Hand, sind ein Zeichen der Idealität und gehören darum in erster Linie der Künstlerhand, welche die echte, blaue Blume zu pflücken weiß, gleichviel auf welchem Felde sie emporgewachsen ist!

Verschiedenes.

* **Der Kaiser und sein ehemaliger Wachtmeister.** Ein liebenswürdiger Zug des Kaisers wird nachträglich von der Kaiserparade auf dem Exerzierplatze in Kreckow bei Stettin bekannt. Unter dem Publikum am Paradefelde stand als Zuschauer in der Uniform der Leibgarde-Husaren, und geschmückt mit den Ehrenzeichen der drei Feldzüge der frühere Gendarmerie-Wachtmeister Grabert aus Berlinchen. Dieser war, als Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, eine Schwadron der Garde-Husaren führte, dessen Wachtmeister. Als nun der Kaiser den ordengeschmückten alten Krieger beim Vorbeireiten bemerkte, winkte er ihn sofort zu sich heran, reichte ihm die Hand und unterhielt sich im Weiterreiten in der leutseligsten Weise mit ihm. Am Schluß der Unterhaltung ließ der Monarch seinem ehemaligen Wachtmeister eines seiner Pferde vorführen, wodurch es dem alten Herrn ermöglicht wurde, in aller Bequemlichkeit, hoch zu Roß, dem militärischen Schauspiel in seinen Einzelheiten zu folgen.

* **Marie v. Ebner-Eschenbach** versendet folgende Danksagung zur Veröffentlichung:

Allen, die meiner an meinem 70. Geburtstage gütig gedacht, freudigen, beglückten Dank! Kein Liebeszeichen, das mir gegeben wurde, kein warmes Wort, das zu mir gesprochen wurde, ist verloren. In treuem Herzen will ich es bewahren, und wenn ich auch nicht vermag, jeden einzelnen Gruß zu erwidern, als Segen und Wohlthat empfinde ich ihn. Dank denn! nochmals und tausendmal Dank!

Marie Ebner-Eschenbach.

Zdißlawitz, 15. September 1900.

* **Die Presse und das Gouvernement von Kiautschou.** An unerquicklichen Reibereien interner Art scheint es leider auch nicht zu fehlen. Wenigstens läßt sich das daraus schließen, daß das Kaiserliche Gouvernement resp. Gouverneur Jaeschke nunmehr zum zweitenmale in diesem Jahre einen Preßprozeß gegen die „Deutsch-Asiatische Warte“ anstrengt, sowie gegen einen Bauinspektor Abraham Strafantrag wegen Beleidigung gestellt hat. Es scheint sich in diesem Falle darum zu handeln, daß der Gouverneur einen Europäer coram publico zur Rede gestellt hat, weil er einen Kuli schlug. Im Anschluß daran erzählte die „Warte“, daß Gouverneur Jaeschke selbst erst kurz vorher einen Chinesen beim Zopf gehabt habe. Der Gouverneur schickte dem Blatte eine Berichtigung, des Inhalts, daß er keinen Chinesen mißhandelt habe, worauf das Blatt eine Erklärung des Bauinspektors Abraham brachte, er sei Zeuge des Vorgangs gewesen und behaupte ausdrücklich, der Gouverneur habe „zu Pferde sitzend einen Chinesen am Zopfe gehabt und gehörig geschüttelt“. Daraufhin folgten die beiden Strafanträge, Haussuchung in der Redaktion 2c. Die „Deutsch-Asiatische Warte“ pflegt ihre Ansichten über das, was der Kolonie frommt und nicht frommt, in sehr drastischer Weise auszudrücken, und befindet sich anscheinend dauernd im Kriegszustand mit der Verwaltung, der sie Bureaukratie und Mangel an Geschäftskenntnis und Einseitigkeit inbezug auf die Wahrnehmung der allgemeinen Interessen vorwirft. So behauptet sie jetzt wieder, daß einer seit kurzem in Tsingtau ansässigen, rein kaufmännischen und angeblich kapitalkräftigen Firma aus Shanghai, die es verstanden habe, schon beim Landerwerb Ausnahmebestimmungen zu ihren Gunsten zu erwirken, „obendrein noch aus Reichsmitteln 250 000 Dollars unverzinslich auf fünf Jahre zur Verfügung gestellt werden sollen, und zwar zur Ausführung von Neubauten, die unter Berücksichtigung der hiesigen Baugewerksmeister nach den heimatlichen Vorschriften in öffentlicher Submission vergeben werden müßten.“ „Diese Nachricht,“ schreibt das Blatt, „hat in den interessierten Fachkreisen und darüber hinaus große Beunruhigung und gesteigertes Mißtrauen gegen die Geschäftskenntnis und Gerechtigkeit unserer Verwaltung bei der Verausgabung von öffentlichen Geldmitteln erregt.“ Darauf erwidert der kaiserliche Gouverneur im Amtsblatt: „Das Gouvernement hat keinen Anlaß, sich auf diesen Artikel hin über das, was dem Gerüchte zu grunde liegt, zu äußern. Wer Aufklärung haben will, kann sie sich beim Civilkommissar geben lassen oder die letztjährige Denkschrift, betr. „Die Entwickelung des Kiautschougebietes“ (Seite 27) und den Etat für das Schutzgebiet auf das Rechnungsjahr 1900 (Seite 24) nachlesen.“ Das erwähnte Amtsblatt bringt übrigens Verfügungen praktischer Weise in deutscher und chinesischer Sprache; es scheint indessen mit seiner chinesischen Ausgabe keinen guten Griff gemacht zu haben, denn schon die erste Nummer wurde vom Kommissar für Chinesenangelegenheiten beschlagnahmt und aus den Chinesenhäusern wieder abgeholt.

* **Völkerpsychologische Tafelstudien** betitelt ein Mitarbeiter des „Neuen Pester Journals“ eine Plauderei, in der er u. a. folgendes ausführt: Nicht Jeder betreibt an der Tafel kulturgeschichtliche und völkerpsychologische Studien. Es giebt viele Leute, die sich nur zu Tische setzen, um sich zu nähren. Ich will gern zugeben, daß sie die Klügsten sind. Es ist vielleicht nicht das Richtige, auch an der Tafel nur überfeinerter Bildungsmensch zu sein, der sich über alles Gedanken macht, auch über das, was er ißt. Es ist vielleicht noch weniger klug, im Restaurant vornehmer Mensch zu sein, der nur ißt, was recht teuer ist, was vornehme Menschen essen und bezahlen können. Der Ganymed, der uns bedient, wird uns gewöhnlich zum vornehmen Menschen machen wollen, und die große Mehrzahl der Leute, die im Restaurant speisen, wird sich von ihm beherrschen lassen. Ein französischer Schriftsteller hatte jüngst von diesem Gesichtspunkt aus eine Unterredung mit einem Kellner in der Pariser Weltausstellung, und die Ergebnisse, zu denen dieser Kellner kam, enthalten wahrlich ein Stück Völkerpsychologie. So erklärte beispielsweise der Kellner unter anderem, die Engländerin sei das einzige wirklich unabhängige Geschöpf unter allen Frauen. „Diese,“ sagte er, „thut nur, was sie will, verzehrt nur, was sie will; nichts kann sie veranlassen, ihr Programm zu ändern.“ Und er fügte hinzu, das Gegenstück der Engländerin sei die Pariserin, die man ganz nach Wunsch lenken könne, wenn man sie bei ihrer Eitelkeit oder dem Lächerlichen fasse. Eine Französin das Schlechteste und Theuerste essen zu lassen, was die Karte anführe, sei ein Kinderspiel, das der erstbeste Kellner zustande bringt. Der Kellner zählt ihr diese Speisen in einem Tone auf, als sei er überzeugt, daß eine Dame von ihrer Feinheit sich mit weniger nicht begnügen könne. Hat sie so vier Gerichte gewählt, so fragt der Kellner in gewisser Art: „Und was werden Madame nachher nehmen?“ Sie wird sich durch diese „gewisse Art“ zweifellos bestimmen lassen, noch ein fünftes Gericht zu bestellen, das ihr garnicht munden und das sie kaum berühren wird; es wird aber die Rechnung in interessanter Weise abrunden. Sie verwünscht den Kellner, der sie verführt, mehr zu bestellen, als ihre Mittel und ihr Appetit zweckmäßig erscheinen lassen; aber sie fügt sich aus Schwäche, oder, um wirklich als aristokratisch zu gelten. Die Engländerin dagegen sagt auf alle Vorschläge „Nein“ in einem Tone, der jede Diskussion ausschließt. Sie hat bereits ihr Menu kombiniert, bevor sie sich an den Tisch setzt, es wird wohlfeil und ausgiebig sein, und davon geht sie nicht ab. Meistens nimmt sie nur ein Stück Fleisch, zu dem sie Pfeffer oder ein anderes Gewürz oder braune Sauce oder schwarze Sauce verlangt, Zugaben, die man ihr noch gratis verabfolgen muß. Wenn sie nach Vertilgung eines ersten Roastbeefs noch Hunger hat, so bestellt sie ganz einfach ein zweites, und das zarte Geschöpf mit dem poetischen Blondhaar und den schmachtenden blauen Augen wird dieses ebenso gewissenhaft erledigen wie das erste, ohne im geringsten die spöttischen Blicke der verschiedensten Damen und Herren in der Runde zu bemerken. Sie können lächeln, wie sie wollen, es wird nicht beachtet. Zum Schlusse wird die Pariserin 20 Francs bezahlen, ohne anständig gegessen zu haben; oft verläßt sie sogar noch, wie alle ihre Begleiter bezeugen können, hungrig das Restaurant. Die andere dagegen, deren Rechnung 6 Francs beträgt, ist richtig gesättigt.

Bücher und Zeitschriften.

* Mit dem unlängst erschienenen September-Hefte hat „Die Kunst“ (München, Bruckmann) ihren ersten Jahrgang beendet. Ueberblickt man rückschauend das in den zwölf Monatsheften Gebotene, so kann man in ehrlicher Bewunderung gern eingestehen, daß in unserer Kunstlitteratur zu einem so relativ billigen Preise ein derartig reichhaltiges und vielseitiges periodisches Unternehmen noch nicht existiert hat. Wir nehmen gern Anlaß, es unserem Leserkreise, zu dem wir davon bereits verschiedentlichst in anerkennender Weise sprechen konnten, auf's neue als stets ergiebene Quelle reichen Genusses auf dem weiten Felde des in- und ausländischen Kunstschaffens zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Printz (i. V.) in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.